

## Die Eintönigkeit Afrikas

Von Prof. Dr. Thomas Ohm O. S. B.

Mgazini (Ostafrika), 23. 8. 1951

### I.

Afrika<sup>1</sup> ist in seinem Umriß längst nicht so reich gegliedert wie Asien, Europa und Amerika. Plump und schwerfällig liegt es inmitten der Meere. Auch im Innern fehlt die Gliederung. Von den Niederungen an den Küsten gelangt der Reisende fast allerorten sehr bald in ein Hochland von 1000 bis 2000 Meter Höhe. Die Erde aber ist braun oder rot oder gelb. Von Lybien bis Agypten, ja bis in den Sudan und bis an den Ruvuma sah ich nur braune und rote Erde. Und das Kleid? Wüste, Steppe und Busch! Selten ein dichter und jungfräulicher Wald! Man kann den ganzen Tag mit der Bahn oder dem Wagen fahren, ohne etwas anderes zu sehen als Pori oder Busch. Wo gibt es das in Europa? Bei einer Fahrt von Münster über Köln nach München wechseln die Bilder ständig. Man wird nicht müde, zu schauen. Aber in Afrika ändern sich die Szenen nur sehr langsam. Manchmal hat man das Gefühl, trotz allen Rasens nicht von der Stelle zu kommen. Die meisten Schwarzen haben nie Eis und Schnee gesehen. Afrika ist reich an Gold und Diamanten, aber nicht an Landschaftsbildern — im Vergleich mit anderen Erdteilen. Außerdem ist die Landschaft nicht so geformt wie etwa die deutsche oder japanische. Schau nur einmal vom Kilimanjaro auf die Masai-Steppe oder vom Flugzeug auf das Gebiet von Tabora und die Berge Natals. Im ganzen verschwinden die Spuren der Menschen und der menschlichen Tätigkeit. Die Urformen der Natur treten hier viel häufiger und deutlicher hervor als in unseren Ländern. Selbst das Klima ist nicht so mannigfaltig. Im ganzen ist Afrika tropisch und subtropisch. Es gibt keine vier Jahreszeiten und keinen Wechsel zwischen den Längen der Tage wie daheim. In weitesten Gebieten des schwarzen Erdteils geht die Sonne immer um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Zwischen Licht und Schatten sind nicht die vielen Übergänge, die wir kennen. Licht und Schatten stehen hart nebeneinander und lösen einander raschestens ab. Afrika ist eintönig, grandios eintönig.

Ähnlich verhält es sich mit der Bevölkerung. Gewiß, im schwarzen Erdteil wohnen nicht bloß Schwarze. Wir begegnen auch Pygmäen, Buschmännern, Hottentotten, Hamiten, Arabern, Indern und Europäern. Aber die Masse ist schwarz. Keine Spur von jener Mannigfaltigkeit, die uns in Indien und Indochina entzückt. Und die Lebensformen und Lebensweisen? Auch hier und gerade hier herrscht eine große Einförmigkeit. Es gibt Unterschiede. Aber diese sind relativ wenig zahlreich und groß. Ich denke hier an die Nahrung, die Kleidung, die Wohnung, das Hausgerät, das Handwerkszeug und die Lebensgewohnheiten. Überall benützt man ungefähr dieselben Mahlsteine, Speere, Trommeln und Matten. Und erst das geistige Leben! Die Umwelt des Schwarzen ist simpel. Die Kinder sehen immer nur den Busch, die Hütten, die einfachen Geräte, hören immer die gleichen Gespräche und hüten immer bloß Geißen. Kein Wunder, wenn ihre Vorstellungs- und Gedankenwelt arm ist. Bei den Alten ist das nicht anders. Ein Wanyassa schrieb mir: „Die monotone Natur Afrikas, namentlich

<sup>1</sup> Mit Afrika ist im folgenden hauptsächlich der schwarze Erdteil gemeint, also das südlich der Sahara gelegene Afrika. Nordafrika gehört zum Orient.

der geringe Wechsel in der Landschaft, hat die afrikanische Seele stark beeinflußt. Mondschein ist in der Komposition und den Liedern . . . Die Monotonie des afrikanischen Landes hat beim Afrikaner den Sinn der Inspiration getötet.“ Es ist gar nicht wahr, daß die Schwarzen ein reiches Gemütsleben haben, nicht einmal wahr, daß sie ein gutes Gedächtnis besitzen. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal, wie alt sie sind. Wir huldigen in bezug auf das Gemütsleben und das Gedächtnis vielen Illusionen. Ebenso in anderen Dingen. Da sitzen die Neger auf dem Boden, stundenlang, ohne sich zu bewegen, ohne zu denken, ohne etwas zu erleben. Es gibt für die Masse noch keine Zeitungen, Filme und Radios, die Bewegung und Spannung ins Dasein bringen. Man hat von Bantu-Philosophie gesprochen<sup>2</sup>. Schön und gut! Auch sie ist einförmig. Alles kreist um den Begriff des Lebens und der Kraft. Das Welt- und Menschenbild ist denkbar einfach. Charakteristisch ist ferner die „Kunst“. Von eigentlicher Architektur kann kaum die Rede sein. Es gibt im allgemeinen nur Hütten. Nie eine Burg oder ein Schloß in beherrschender Lage. Ein Haus sieht dem andern ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Betont wird nicht wie etwa in China die lebendige, geschwungene Linie, sondern die harte geometrische. Dann die Musik! Wie einförmig ist das Lied! Wie monoton wirkt die Trommel. Stundenlang wiederholt man die gleichen Worte und Melodien. Die Tänzer machen stundenlang die gleichen Bewegungen. Der Puls des Lebens geht ungeheuer ruhig und bedächtig. Entwicklungen und Individuen sind selten. Fast alle Leute sind durch die Umwelt und Vergangenheit determiniert. Hier liegt vielleicht die Erklärung für die große Anfälligkeit des Volkes gegenüber fremden Einflüssen und seine große Reiselust.

Dem Gesagten entspricht das religiöse Denken und Leben. In den Anschauungen der Heiden über Gott, die Ahnen und die Naturgeister ist wenig Mannigfaltigkeit. Alles ist einfach, das Gebet, die Gebärde, das Opfer. An Mythen sind die Schwarzen wesentlich ärmer als etwa die Südseeinsulaner. Immer klingen die gleichen Motive an. Überall ist die Frömmigkeit vorwiegend Furcht. Äußerst selten nur findet man den Gegensatz, die Liebe zu Gott, die neben der Furcht notwendig ist, um das religiöse Leben in Bewegung und Spannung zu erhalten. Auch die Magie und Wahrsagerei wirken monoton. Ja sogar der Übergang vom alten zum neuen Heidentum. Im ganzen haben wir hier eine erdenverhaftete Art, eine dumpfe, unerlöste Welt, haben wir hier tellurische oder chthonische Naturen. Die Neger, die in den alten Zeiten genormte Menschen waren, scheinen auch in der kommenden Zeit „genormte“ Menschen werden zu wollen, genormt durch die Schule, die Presse, die Organisation, die Gewerkschaft — und vielleicht den Kommunismus.

## II.

Diese Einförmigkeit und Eintönigkeit bekommen auch unsere Missionare und Schwestern zu spüren. Im Anfang ist alles neu. Alles interessiert. Aber bald ist man am Ende. Es gibt nichts Neues mehr. Die Aufmerksamkeit erlahmt. Man ermüdet. Ein Bruder fuhr stundenlang durch den eintönigen Busch, schlief ein und verunglückte. Ähnliche Vorkommnisse gibt es im geistigen Leben. Ein Tag ist wie der andere. Immer bietet die Umgebung das gleiche Bild. So nähert man sich den Schwarzen, falls man nicht gerade „vernegert“, äußerlich und innerlich. Besonders gefährlich sind bestimmte Wahrnehmungen und Erlebnisse auf religiösem Gebiet. In Südafrika erklärte mir eine Schwester: „Daheim ist

<sup>2</sup> Tempels, La philosophie bantoue.

man voller Begeisterung. Aber hier vergeht einem alle Begeisterung. Das Volk ist so komisch.“ Ein Bruder sagte mir gerade heraus: „Ich habe keine Lust mehr.“ Worin besteht denn der Unterschied zwischen schwarzen Heiden und Christen? Gibt es überhaupt im Grunde einen solchen? Mancher stellt sich diese Frage und findet für sich keine Antwort. Einer sagte mir: „Das Christentum ist nur hauttief.“ Es ist sehr schwer zu glauben, daß sich bei und in diesen natürlichen, allzu natürlichen, diesen im Banne der Magie stehenden Schwarzen das Übernatürliche vollzieht. „Wenn Gott nicht wäre, dann . . .“ Diese Worte eines Missionars klingen mir noch in den Ohren. Wie schon Platon sagt, entwickeln sich die Menschen folgendermaßen. Zuerst glauben sie einer Person oder Sache. Dann entdecken sie die Wirklichkeit und sind enttäuscht. Und zuletzt werden aus den Enttäuschten und Betrogenen Hassler.

Es kommt aber alles darauf an, daß die Bannerträger des Kreuzes frisch und lebendig und begeistert bleiben, daß der Geist ihnen nicht erlischt. Deswegen ist es gut, daß die Glaubensboten und Schwestern hin und wieder in die Heimat kommen und sich dort im religiösen Leben erneuern. Deswegen ist es gut, daß wir den Missionaren draußen schicken, was sie erhebt, erfreut, belebt, erneuert: ein gutes Buch, ein schönes Bild oder ein passendes Musikinstrument, wenn es auch nur eine Mundharmonika ist. Deswegen ist es schließlich gut, daß wir ihnen schreiben. Wie viel Trost und Freude vermag ein einfacher Brief dem Pater zu spenden, der nur alle Monate einen Mitbruder trifft und in seinen Unterhaltungen ständig auf die Schwarzen angewiesen ist.

Im übrigen dürfen meine Hinweise keine falschen Vorstellungen hervorufen. Die Eintönigkeit ist eine große Gefahr und Versuchung. Aber die meisten werden mit dieser Versuchung und Gefahr fertig. Die einen schauern ob der Stille, Ruhe und Einförmigkeit des Daseins in Afrika und verkümmern, die anderen aber finden dort ihr Wesen, ihr Selbst, finden Gott und lieben nun die Schwarzen erst recht, — gerade weil sie von Natur aus benachteiligt zu sein scheinen. „Die Liebe hört niemals auf“ (1 Cor 13, 8). Ich habe in Afrika sehr viele Missionare angetroffen, die sich den Geist und das Feuer ihrer Jugend bewahrt haben. Es sind jene, die über dem Dunkeln und Trüben das Helle und Klare nicht übersehen. Und von diesen gibt es wahrhaftig genug. Man braucht da keineswegs an die Martyrer von Uganda zu denken. Es gibt sehr viele Christen in Afrika, die ehrlich Gott suchen und entschlossen den schmalen und steilen Weg zum Himmel gehen. Manche können den europäischen Christen zum Vorbild dienen. Ein Missionar, den ich bei meiner Landung in Tabora traf, meinte beim Abschied von Afrika: „Ich habe gar nicht gewußt, daß ich so viele brave Christen habe. Ich habe immer nur den Dreck gesehen und diesen zu beiseitigen gesucht. Auf die guten Christen habe ich weniger geachtet. Und nun sehe ich zu meinem Erstaunen, daß ich viele gute Christen hatte.“

Aber hier liegt mir mehr an etwas anderem. Afrika ist einförmig und eintönig. Aber die Mission hat schon sehr viel an Tönen und Formen in diese Welt hineingebracht. Schon auf dem Gebiete der Ernährung! Den Missionären verdanken die Schwarzen hier in Tanganyika den Weizen, den Reis, die Kartoffeln, den Salat, die Orangen und die Weintraube. Dann auf dem Gebiete der Kleidung und Wohnung! Was wären weite Gebiete Afrikas ohne unsere Stationen, Kirchen, Klöster und Schulen? Was gibt es zum Beispiel am östlichen Ufer des Nyasasees an Gebäuden, welche die Monotonie der Felsen und des Busches unterbrechen? Nichts, gar nichts außer den Bauten der Mission. Diese hat der Landschaft Pointen gegeben. Auch sonst hat die Mission in das äußere Leben Farbe hineingebracht. Noch mehr in das geistige und geistliche! Durch Predigten,

heilige Schriften, Bücher und Missionsschulen ist das seelische Leben der Schwarzen bereits ungemein bereichert worden. Ebenso durch die christlichen Lieder und Bilder.

Doch bleibt noch vieles zu tun. Wir müssen uns bemühen, immer mehr jene Eintönigkeit und Einförmigkeit zu bannen, welche das christliche Leben beeinträchtigt und gefährdet. Auch viele Christen träumen und schlafen gerne, und nicht wenige ruhen gelegentlich von der Religion aus, wie sie sich ausdrücken. Hier tut Abhilfe not. Außerdem muß noch vieles getan werden, bis im natürlichen und übernatürlichen Leben unserer Christen und Christengemeinden jene Mannigfaltigkeit erreicht ist, welche dem Menschen, dem Christen, der Kirche und Gott gemäß ist. Die Christen sollen Persönlichkeiten werden, Verwirklichungen der jeweils verschiedenen Gedanken Gottes; und die Kirche soll sein eine *Ecclesia „circumdata varietate“*, „*circumamicta varietatibus*“. Deswegen darf die Akkommodation an die Afrikaner nicht übertrieben werden oder falsch aufgefaßt werden als Herabwürdigung zur Stufe der Primitivität. Aus dem gleichen Grunde darf etwa der Katechismus nicht zu sehr vereinfacht werden und brauchen die Kirchenlieder nicht überall die gleichen zu sein. Ein Einheitskatechismus und Einheitsliederbuch für alle Bantu scheint mir kein erstrebenswertes Ideal zu sein.

Schließlich müssen noch die Gefahren gesehen und beschworen werden, die spezifisch neuzeitlich sind. Es besteht die Gefahr, daß in Afrika an die Stelle der alten Monotonie eine neue tritt, infolge der monotonen Zeitungen, Radios, Kinos, der Monokulturen, der modernen Mode, der Industrie, der neuen *linguae francae* (z. B. Kisuaheli)<sup>3</sup> und nicht zuletzt infolge des Kommunismus, der die Unterschiede zwischen den Menschen und Völkern auslöscht. Wenn wir nicht wachsam sind, wird das kommende Afrika in manchen Dingen noch viel einförmiger sein als das vergehende und vergangene. Da hat man irgendwo den eintönigen Busch beseitigt, um eine eintönige Erdnußplantage zu schaffen. Aber die Folge war, daß wir jetzt an dieser Stelle eine Wüste haben. Dabei hat man für diese mehr als 20 Millionen Pfund durch das Fenster geworfen. Wälder, die für Afrika so notwendig wären, werden rücksichtslos der menschlichen Habsucht geopfert. Im Interesse der Farmen und Fabriken bricht man in die Sippen und Stämme ein und bereitet so das Kollektiv vor. Schon wachsen viele uniforme und ununterschiedene Menschen heran.

Die Mannigfaltigkeit im Menschen- und Völkerleben, auch und gerade im afrikanischen, ist aber im Grunde bedroht, weil die Freiheit bedroht ist. Nur in der Freiheit gedeiht die Mannigfaltigkeit. Aber die Mannigfaltigkeit ist auch bedroht, weil die Liebe gefährdet ist oder fehlt. Nur die Liebe sieht das Eigene an und in jeder Kreatur und fordert dieses Eigene uneigennützig, die Liebe zu Gott und die Liebe zu jedem Geschöpf, die selbstlose Liebe<sup>4</sup>. Nur die selbstlose Liebe geht auf die Gedanken und Pläne Gottes ein, jene Gedanken und Pläne, die auf Mannigfaltigkeit gerichtet sind, auf Einheit in den großen Wesenszügen und entscheidenden Dingen, aber auf Mannigfaltigkeit im einzelnen, in der Einkleidung des ewig und einzig Wahren, Guten und Schönen, in der Darstellung und Einmenschlichung des Göttlichen.

<sup>3</sup> In Tanganyika z. B. werden viele Stamessprachen wie das Kingrai, Kimwera, Kibena, Kimatengo durch das Kisuaheli verdrängt.

<sup>4</sup> Vgl. den letzten Teil meines Buches: Die Liebe zu Gott in den nichtchristlichen Religionen, Krailling 1950.